



LK 5567/1

GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

Sechzigster
Jahresbericht 1991

VERLAG DER GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

ZÜRICH 1992

DIE MITGLIEDSCHAFT DER GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

wird erworben durch schriftliche Anmeldung beim Sekretär (Adresse siehe im Anschluss an den Jahresbericht) und gleichzeitige Einzahlung des Jahresbeitrags auf Postcheckkonto 80-6471-3. Die Mitgliedschaft berechtigt zur Teilnahme am Herbstbott.

Jahresbeitrag:

Natürliche Personen Fr. 30.—

Juristische Personen Fr. 100.—

Ausländische Mitglieder sind gebeten, ihren Beitrag auf Privatkonto 684089-10 der Schweiz. Kreditanstalt, Hauptsitz Paradeplatz, Zürich, z. G. Gottfried Keller-Gesellschaft, einzubezahlen.

War Gottfried Keller ein Freund?

Eine weitere Variation zu einem alten Keller-Thema

Mit diesem Thema greife ich etwas auf, das hier genau vor 40 Jahren schon einmal zur Debatte stand. Am Herbstbott 1951 – ich war damals siebenjährig und an jenem Sonntagvormittag ganz gewiss im Hochamt der Pfarrkirche zu Disentis als Ministrant beschäftigt – hielt Werner Weber im Rathaus zu Zürich eine schöne Rede mit dem Titel «Freundschaften Gottfried Kellers – Versuch über die Einsamkeit des Genies.» Der Text ist ein Jahr darauf im Eugen Rentsch Verlag publiziert worden – und wer ihn gelesen hat, könnte sich fragen, weshalb das einmal Geklärte und Dargestellte hier erneut verhandelt werden soll. Was Werner Weber gut macht, macht Iso Camartin gewiss nicht besser – und aus diesem Grund ist die Wahl meines Themas etwas vermessen.

Ich habe für meinen Mutwillen keine andere Rechtfertigung als diese: Seit einiger Zeit gehe ich – auf etwas anderen als germanistischen Fährten – einem Phänomen nach, das man verkürzt die «Rhetorik der Freundschaft» nennen könnte. Ich wollte die ehrenvolle Aufgabe, als Nicht-Germanist hier sprechen zu dürfen, dadurch etwas der Gefahr des Dilettantismus entziehen, dass ich die Auseinandersetzung mit Keller an einer Frage versuchte, die mich schon längere Zeit begleitete.

So kommen Werner Weber und ich einander nicht ins Gehege. Er wollte Gottfried Keller «in der Einsamkeit seiner Grösse zeigen», er wollte – Kellers Freundschaften problematisierend – «das Genie aus einem Duz-Verhältnis lösen». Er deutete die Freundschaften Kellers als jenen Selbstklärungsprozess, in welchem der Dichter in einem eminent bürgerlichen Sinn zu einem Eigenbild in Staat und Gesellschaft findet. Dies ist durch zahlreiche Äusserungen von Keller so gesichert, wie es durch Einfühlung in den Charakter dieses zeitweilig geselligen und gleich wieder spürbar einsamen Menschen plausibel ist. Daran wird hier nicht gerüttelt, und man ist Werner Weber dankbar, dass er dies als junger Literat schon so präzise sah und aussprach.

Ich versuche einen anderen Ansatz: Mir geht es um die Sprache, genauer noch: um die Rhetorik der Freundschaft. Ich bin auf der Suche – so etwa könnte meine Arbeitshypothese lauten – nach jenen Ambivalenzen, die – auch im Fall von Gottfried Keller – den Freundschaftsdiskurs geradezu konstitutionell zu begleiten scheinen.

In der Welt und insbesondere in der Literaturgeschichte herrscht kein Mangel an dokumentierter Freundschaft. Vielleicht, weil Freundschaft so leicht zu ersehnen ist. Und wovon das Herz voll ist... – wir kennen es. «Amicum nimis carum» nennt Augustin seinen jugendlichen Freund im 4. Buch seiner «Confessiones»: der Jugendfreund war ihm «allzu lieb» geworden – dies spürte er erst recht im Augenblick, als der Tod ihm diesen Freund entriss – es ist eine Jugendfreundschaft, über die in früher Zeit bewegt Rechenschaft abgelegt wird. Zusammen ist man in die Irre gegangen, «suavi mihi super omnes suavitates – süsser als alle Wonnen meines Lebens» ist ihm diese Freundschaft geworden, und nun ist er fort, für immer, und die Welt wird dem Beraubten zur Qual. Seine Heimat, das Vaterhaus, alles ist ihm ein Ort des Unglücks. «Et oderam omnia, quod non haberent eum, nec mihi iam dicere poterant: «Ecce veniet» – ich hasste alles, weil er fehlte und nichts mir sagen konnte: «Sieh, da kommt er!» – Das ist ein erstaunliches Zeugnis einer emphatischen Rede über den verlorenen Freund. Tausende solcher Bekenntnisse sind im Lauf der Jahrhunderte gefolgt, selten so eindringlich knapp wie bei Augustin, doch immerhin in einer Art, dass an der Bewegtheit der Gefühle der durch die Freundschaft Verwandelten nicht zu zweifeln ist.

Unser heutiger Umgang mit dem Wort «Freund» ist – von aussen betrachtet – weitgehend konventionalisiert. Dennoch offenbart auch er Mehrdeutigkeiten, die nicht bloss sprachlicher Natur sind. Das Verwandtschaftsvokabular ist semantisch eindeutig: mein Vater, meine Mutter, meine Frau, mein Bruder – da ist gemeinhin an der Bedeutung des Gesagten nicht zu rütteln. Wenn ein Mann sagt: «Das ist meine Freundin», oder eine Frau: «Darf ich Ihnen meinen Freund vorstellen?» – da ahnen wir zwar auch unzweideutige Zusammengehörigkeiten, doch handelt es sich um eine ungedecktere Redeweise als bei der Verwandtschaft. Es wäre unfein, hier nachzufragen, mit welcher Art von Freundin oder Freund wir es jeweils zu tun haben. So zwingt uns die freundschaftliche Konvention zu Mehrdeutigkeiten. Der Ausruf «Mein lieber Freund!» meint manchmal geradezu das Gegenteil dessen, was unter einem Freund zu verstehen wäre, und auch dort, wo das Wort «Freund» zur gängigen Anrede geworden ist – wie in gewissen Männerclubs –, braucht man sich darunter nicht allzuviel Substantielles vorzustellen.

Sprache offenbart und verhüllt zugleich, das erfahren wir als Resultat unserer Gespräche mit anderen, und die Sprachwissenschaft führt uns auch explizit vor Augen, dass Sprache Gedanken nicht nur kundtut, sondern ebenso verbirgt. Auf die Preisfrage des Jahres 1964 der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt «Kann Sprache die Gedanken verbergen?» hat Harald Weinrich mit seiner berühmt gewordenen Abhandlung «Linguistik der

Lüge» geantwortet. Dabei ist er auch auf die Verwendung des Wortes «Freund» eingegangen – etwa in der Frage, die Jesus an Judas bei der Gefangennahme stellt – «Mein Freund, warum bist du gekommen?» – oder in Sokrates Reaktion auf die Worte des Priesters und Schwätzers Euthyphron: «Ich trage eben grosse Lust, mein Freund, nach deiner Weisheit...». Lügt Jesus und schwindelt Sokrates, wenn beide ihr Gegenüber mit einem Wort bezeichnen, das wirklich nicht die wahren Zusammenhänge zu erkennen gibt? Solche Sprachverwendung öffnet einen Abstand zwischen Bedeutung und Meinung. Die «honigsüsse Anrede Mein Freund!» – sagt Weinrich – sei bei Sokrates ein Ironiesignal – im Jesuswort «Freund» tue sich die Ambivalenz von Treue und Verrat auf. Mit dem Wort «Freund» vermag die Sprache also mehr anzudeuten als eine Beziehung der wohlwollenden oder gar der lebenserfüllenden Art.

Was das Wort «Freund» jeweils meint, ist aber nicht bloss vom konkreten «Sprachspiel» abhängig, in welchem es erscheint. «Freundschaft» wird ebenso durch einen historisch-sozialen Faktor determiniert. Der griechische «Philos» wird dem «Freund» des 18. Jahrhunderts, in welchem ein regelrechter Kult der Freundschaft sich entfaltete, in mancher Beziehung unähnlich sein. So ist – neben der situationalen Verwendung im Sprachzusammenhang – auch die historische Konstellation entscheidend, in welcher das Phänomen auftaucht. Man kann es mit der berühmten Stelle aus Gottfried Kellers Brief vom 11.12.1849 an Johanna Kapp erläutern, wo er schreibt:

«Es mag eine Zeit gegeben haben, wo die grossen leidenschaftlichen und idealen Freundschaften gerechtfertigt waren; jetzt aber, glaube ich, sind sie es nicht mehr. Unter den Männern scheint es mir je länger je mehr unpassend zu werden, wenn zwei so etwas recht Besonderes und Exquisites unter sich haben wollen; es ist unbürgerlich und unpolitisch.» (K III, 1093)

Dies ist die verständliche Reaktion nicht nur auf den inflatorischen sprachlichen Einsatz der Freundschaft in der vergangenen Epoche, sondern ebenso auf die Idealisierung einer gesellschaftlichen Beziehungsform, die sich häufig als Rückzug aus der Öffentlichkeit in sentimentale Innerlichkeit erwies. Genau diesen Zusammenhang hat später Ernst Bloch auf den Begriff gebracht, als er in «Das Prinzip Hoffnung» schrieb:

«Wo eine Gesellschaft zweifelhaft geworden ist, tauchte gleichzeitig mit dem Wunschbild Einsamkeit das der Freundschaft auf: nicht als Flucht, sondern als Ersatz der Gesellschaft, als ihre bessere Gartenform.» (B III, 1130)

Das Wort von der Freundschaft als der besseren Gartenform der Gesellschaft ist eines der schonungslosesten, das über das sonst so hochgepriesene Ideal der Zweisamkeit je gesprochen wurde. Gottfried Keller hat das Abseits solcher Ausnahmebeziehungen gespürt und es als Defizit des aufgeklärten

Bürgers gedeutet. Aber auch diese kalte Eingrenzung eines Lebenswärme spendenden Phänomens hat das Rätseln darüber nicht beendet, was in der Freundschaft – im Unterschied zur Liebe beispielsweise – eigentlich vor sich gehe. Noch heute suchen wir nach Kriterien, die uns das eine vom andern zu trennen und so beide besser zu verstehen gestatten. Ich füge ein Beispiel an aus jüngster Zeit. Im «Versuch über die Müdigkeit» lesen wir bei Peter Handke:

«Die Müdigkeiten unter Freunden waren ungefährlich – die zwischen jungen, meist auch noch nicht lang miteinander umgehenden Paare dagegen eine Gefahr. Anders als in der Freundschaft stand in der Liebe – oder wie jenes Voll- und Ganzseinsgefühl nennen? – mit dem Losbrechen der Müdigkeit plötzlich alles auf dem Spiel.» (H 20f.)

Freundschaft: die Beziehung, die schadlos auch Müdigkeiten erträgt? Noch für den Fall, der hier zur Debatte steht, ist dies vielleicht ein Fingerzeig.

Und damit zum eigentlichen Thema: es geht um die *Freundschaft als explizit thematisches Phänomen*. Bei Keller ein weites Feld, jeder Keller-Leser weiss es. Ich schränke meine Beobachtungen deshalb auf einen konkreten Fall ein: auf die Freundschaft, wie sie im *Briefwechsel zwischen Gottfried Keller und Hermann Hettner* manifest wird.

Dazu einige Stichworte. Im Oktober 1848 kommt Keller nach Heidelberg. Die Menschen, die ihn dort am meisten bewegen sollten, sind Ludwig Feuerbach, Hermann Hettner und – natürlich – Johanna Kapp, die von Keller verehrte Geliebte Feuerbachs. Hettner, ein begabter junger Privatdozent, war 1847 von einem dreijährigen Italienaufenthalt nach Heidelberg gekommen. In Rom hatte er einen Traktat «Gegen die spekulative Ästhetik» geschrieben – es war der Versuch, Feuerbachs materialistische Lehre auf Bereiche der Kunst anzuwenden. 1848 erscheint seine «Vorschule zur bildenden Kunst der Alten», in Heidelberg liest er über Spinoza und beginnt, sich immer intensiver auch mit der «dramatischen Poesie» abzugeben. Gerade hier wird nun Keller, der in jenen Jahren seine Hoffnungen noch ganz darauf setzt, ein grosser Bühnenschriftsteller zu werden, zu seinem bedeutendsten Gesprächspartner. Das zentrale Dokument der Heidelberger Gespräche zwischen Hettner und Keller ist wohl Hettners Schrift «Das moderne Drama», 1850 begonnen, 1851 vollendet, 1852 publiziert. Keller geht schon 1850, und zwar für fünfeinhalb Jahre, nach Berlin. Er wird – wie wir wissen – nicht zum Dramatiker, doch seine Gedanken über das Theater, brieflich nach Heidelberg mitgeteilt, wandern – zum Teil wörtlich – in Hettners Arbeit ein. Hettner, der 1851 nach Jena, später nach Dresden berufen wird, entpuppt sich aber auch nicht als der grosse Theoretiker der Gegenwartsliteratur, sondern flieht tendenziell in Darstellungen der Literaturgeschichte. Beide entwickeln sich anders, als sie es

in der Zeit ihrer intensiven direkten und brieflichen Kontakte sehen wollten.

Nach der Trennung in Heidelberg sollten Keller und Hettner sich noch vier Mal begegnen. 1851 und 1854 besucht Hettner Keller in Berlin; 1855, auf der Heimreise nach Zürich, macht Keller Station bei Hettner in Dresden; im Jahr 1858 trifft Hettner – auf der Hochzeitsreise mit seiner zweiten Frau – ein letztes Mal in Zürich mit Keller zusammen. Dabei kommen sie überein, einander das «Du» anzubieten. Etwas Seltsames geschieht: je vertrauter die äusseren Umgangsformen werden, um so mehr dünnt die Freundschaft aus. Man wird sich nie mehr sehen, die brieflichen Mitteilungen werden belangloser, förmlicher. Keller betreibt zwar noch die Berufung von Hettner auf eine Professur nach Zürich, ohne Erfolg. In einer Notiz, die sich in Hettners Nachlass fand, schreibt Keller: *«Durch Übernahme eines Staatsamtes war ich indessen von aller Korrespondenz abgezogen worden, so dass unsere Verbindung äusserlich einschliel»*. (KH 213) Eine Exkulpation aufgrund äusserer Umstände, doch dazu ist zu sagen, dass die Ressourcen an Gemeinsamkeit sich wohl auch innerlich aufgebraucht hatten. Hettner stirbt 1882. Keller korrespondiert noch mit der Witwe, sendet ihr vor allem *«die Briefe unsers verewigten Freundes nebst einer Notiz über die Entstehung meines Verhältnisses zu ihm.»* (KH 209) Das Versprechen, sie im kommenden Frühjahr in Dresden aufzusuchen, löst Keller nicht mehr ein.

Der Briefwechsel zwischen Keller und Hettner besteht aus 80 Briefen, 64 zwischen 1850–1856 geschrieben, 16 zwischen 1857–1875. Er ist die wichtigste Dokumentation dieser freundschaftlichen Beziehung. Daneben sind Kellers Anzeige von Hettners «Das moderne Drama», Hettners Anzeige der «Neueren Gedichte» Kellers sowie Hettners Rezension des «Grünen Heinrich» interessante Zeugnisse gegenseitiger Einschätzung und Hochachtung. Im Folgenden geht es um die Briefe. An ihnen lassen sich Fragen von Konvention und Idiosynkrasie, aber auch von Nähe und Distanz als Elemente eines Freundschaftsdiskurses direkt anblicken.

Das Formelhafte zunächst: Anrede und Schluss der Briefe.

Im ersten Brief Kellers an Hettner spricht der um zwei Jahre ältere Keller seinen akademisch arrivierteren Kollegen respektvoll als «Verehrtester Herr und Freund» an. Im Brief selbst nennt er ihn aber auch schon vertraulich «lieber Hettner». Keller ruft die «in Ihrem Hause plauderhaft zugebrachten Stunden» in Erinnerung, «unser kritisches Geplauder», die «vertraulichen Konventikel auf Ihrer Stube». Der Ton ist herzlich, aber auch respektvoll. Keller neigt dazu, die Grussformeln am Ende der Briefe ironisch zu lockern.

Bereits im ersten Brief heisst es: *«Empfehlen Sie mich insbesondere Frau Hettner und bitten Sie wohldieselbe, die Erinnerung an mich freundlicher sein zu lassen, als der Eindruck meiner kleinen struppigen Personage sein mag.»* (KH 12) Manchmal schliesst er pathetisch: «Ich danke Ihnen namens der jungen Kunst für das lebendige Interesse, das Sie an ihr nehmen, und grüsse ergebenst Frau Hettner nebst Töchterlein und wer mir sonst nachfragt. Ihr G. Keller». Dies ist ein Pathos, dem aber nicht zu trauen ist, denn dahinter verbirgt sich bei Keller doch immer ein Schalk: «Mit nochmaligem Danke empfehle ich mich feierlichst Ihrer ganzen verehrten Dreifaltigkeit» – gemeint ist das Ehepaar nebst Töchterlein. Keller benützt am Ende der Briefe häufig Wendungen wie «Ihr ergebenster» oder «Ihr immer gleicher Gottfr. Keller». – Hettner ist direkter, sprachlich emphatischer, weniger «struppig». «Lieber Keller, Gedenken Sie meiner in Liebe, und lassen Sie bald von Ihnen hören, der Ihrige H. Hettner.» Oder: «Mein lieber Freund» – «Mein guter Keller» – und abschliessend: «In Liebe» oder «in treuester Liebe Hettner». Hettner fürchtet sich nicht vor deutlichen Bekundungen der Anhänglichkeit: «Schreiben Sie mir baldigst und behalten Sie mich lieb, In Liebe Hettner». Doch ab 1855 wird der Ton auch bei Hettner ruhiger: Da steht als Anrede manchmal nur: «Lieber Keller» und am Schluss: «treulichst Hettner.» Keller benützt ab 1857 gern die Wendung «Ihr alter Gottfried Keller». Und Hettner macht die Koketterie mit dem Alter mit: «Adieu, mein lieber alter Freund». «In alter Treue» – oder «in alter Gesinnung» rufen sich die beiden Männer gerne zu, deren Beziehung ja gar nicht so alt, die aber auch schon weit voneinander abgekommen sind. Fazit: durch die Kurven solcher Schreibkonventionen geben sich Annäherungen und Distanzierungen, frühe Werbung und späterer Entzug zu erkennen.

Aufschlussreich werden die Bewegungen dieser Freundschaft freilich erst, wenn man inhaltliche Mitteilungen in diesem Tauschgeschäft der gegenseitigen Interessen und Gefühle mitberücksichtigt. Ich wähle im Folgenden drei Themen aus, die in gewisser Weise als «Testbereiche für Freundschaft» angesehen werden können.

Es sind dies:

- die gegenseitige Beurteilung der neuesten Schriften,
- der Umgang mit Geld,
- die Offenheit in Herzensangelegenheiten.

Keller, obwohl der ältere, steht zu Hettner anfangs beinah in einem Schüler-Lehrer-Verhältnis. Er berichtet frisch, aber auch mit der ihm eigenen Distanz, über die ersten Eindrücke und Erlebnisse in Berlin, im Theater und

in den literarischen Salons. Ein *«einsamer Fremdling im Parkett»* zwischen *«guten Berliner Bürgerfrauen und Jungfrauen»* (KH 20) – wie er einmal feststellt. Hettner ist ihm für Neuigkeiten aus dem preussischen Theaterleben dankbar, denn er glaubt, *«arm und einsam in öder Wüste zu schmachten, schliesslich lebt er ja in der Universitätsstadt Heidelberg! Hettner will alles hören, Fakten, Kritik und Klatsch. Den ersten Brief Kellers nennt er «eine wahre Pandorabüchse» – auch wenn Keller darin keineswegs das ganze Unheil der Welt verstaubt hatte. Diese «rasch hingeworfenen Aphorismen» würden ihm «unendlichen Genuss und Nutzen» (KH 12) verschaffen.*

«Fahren Sie daher ja recht fleissig fort damit. Ich würde diese Bitte nicht mit so unerschrockener Dreistigkeit wagen, wenn ich nicht dächte, dass ein fleissiges Buchführen über ihre Ideen, Anschaffungen und Erlebnisse auch Ihnen selbst in vieler Beziehung zugute käme.» (KH 16f.)

Hettner hat nicht unrecht. Die Briefe oszillieren in der Tat zwischen Bericht und Selbstreflexion. Die erste Zeit in Berlin ist für den Sonderling Keller nicht leicht. Mit der Einsamkeit schliesst er auch da zuerst und am innigsten Bekanntschaft. In Hettner hat er einen fernen Freund, der ihm aber gerade aus Berlin doch der allernächste ist.

«Ich komme soeben von einem Abendgang im Tiergarten zurück und weiss in meiner gottvergessenen Einsamkeit nicht, was ich anfangen will, da ich zum Schriftstellen nicht aufgelegt bin. (...) und da fällt es mir ein, dass ich ein wenig auf Ihrer Geduld Klavier spielen könnte, indem ich Ihnen einen Brief fabriziere, ohne erst eine konventionelle Antwort auf den jüngst abgesendeten erhalten zu haben.» (KH 19f.)

Keller, der immer noch auf dem Theater seinen Erfolg und Durchbruch sucht, ist in den Briefen an Hettner ein überaus scharfsinniger Schilderer und Kritiker der damaligen Berliner Theaterszene. Das ist es auch, was Hettner, mit der Schrift über das moderne Drama beschäftigt, seinen Freund ermuntern lässt, die Salons zu besuchen, in Schauspielerkreisen Bekanntschaften zu machen, am literarischen Leben Berlins zu partizipieren. Und sogleich und ausführlichst ihm darüber zu berichten. *«Sie leben in der grossen Stadt, Sie haben so leicht Briefe schreiben.» (KH 28)* Keller durchschaut schnell die Absicht, entzieht sich moralisch auch der ihm zugemuteten Aufgabe, indem er Hettner wissen lässt, es sei ihm in seinen Briefen *«rein selbstsüchtig ums Plaudern zu tun».* (KH 20) Er kalauert, wenn die ihm zugemutete Aufgabe lästig wird:

«Die Berliner Theatermenschen werden bald toll vor Dummheit. Sie bringen eine erbärmlichere Novität nach der andern auf die Bühne. Doch befinde ich mich noch immer vortrefflich bei Shakespeare und Weissbier.» (KH 41)

Die meisten Briefe sind herrlich zwiespältig: Keller versteht zu gut, was Hettner für sein Buch braucht, und doch fühlt er sich ganz frei, ihn gerade das wissen zu lassen, was sein eigenes Leben am meisten betrifft. Es ist, als ob es in einer Freundschaft keine Willfährigkeit geben könnte: nicht, was der andere erwartet, steht im Brief, sondern was den Schreibenden selbst bewegt und in Atem hält:

«Was ich denn eigentlich tue? Ich kann Ihnen nichts sagen, als dass ich immer allein bin, etwas schreibe, lese, spekuliere, tüfle oder träume und die Zeit abwarte, wo das rasche Fertigmachen endlich sich einstellen will; denn ich muss Ihnen statt aller andern Aufklärung sagen, dass ich, schon ehe ich nach Heidelberg kam, in einer grossen und trübseligen Mauser begriffen war, herbeigeführt durch mehrere Verhältnisse. Dieser sonderbare Zustand ist endlich im Verschwinden. Statt der Federn, welche den Vögeln während der Mauser ausgehen, sind mir alte Freunde ausgegangen, und neue haben sich bereits angesetzt, und im ganzen bin ich froh, dass ich dreissig Jahre alt geworden bin, ohne schon zehn Bände hinter mir zu haben, die ich nur widerrufen müsste.» (KH 25)

Kritisch wird die Angelegenheit im Augenblick, da der Austausch von Schriften beginnt. Fast gleichzeitig – Anfang 1851 – schicken sich die beiden ihre neuesten Produkte zu. Hettner will, dass Keller zum Manuskript seiner geplanten «Dramaturgischen Studien» Stellung bezieht, Keller erwartet – weniger auffordernd – ein Echo seines innigsten literarischen Gesprächspartners zum ersten Teil seines «Grünen Heinrich». Der Drängende ist Hettner. Er fühlt Keller gegenüber eine Schuld: Kellers Ansichten über die Theaterformen der Zeit sind zum Teil wörtlich aus den Briefen Kellers in Hettners Manuskript übernommen. Hettner fragt sogar an, ob dem Freund die Erwähnung seines Namens recht sei:

«Übrigens darf ich sagen, dass ich eigentlich in den letzten Monaten fortwährend an Sie gedacht und geschrieben habe. Ich bin nämlich nun wirklich auf meinen längst beabsichtigten dramatischen Katechismus eingegangen, und ich hoffe, er wird im Laufe des kommenden Sommers unter dem Titel «Dramaturgische Studien» bei Brockhaus in Leipzig das Licht der Welt erblicken. Diese Studien habe ich in Gedanken eigentlich an Sie geschrieben, mein teuerster Freund; es ist kein Wort darin, bei dem ich mich nicht gefragt hätte, ob es wohl Ihre einsichtige Zustimmung erhalten würde.» (KH 41)

Hettner fordert Keller auf, das etwa zu zwei Dritteln vollendete Manuskript durchzusehen und ihm seine Gedanken darüber in «rücksichtslosester Wahrheitsliebe» mitzuteilen. Dabei erzählt Hettner jene Geschichte, an der die Freundschaft zwischen den beiden Männern ihr Mass zu nehmen hat:

«Vor einiger Zeit ging ich mit einem Freunde in einen Kleiderladen, auf dass

er mir sein Urteil sage, ob ein Rock, den ich eben kaufen wollte, passend sei oder nicht. Jener Freund meinte, er sitze vortrefflich, und ich kaufte den Rock bona fide. Nun hat sich aber herausgestellt, dass dieser Rock ein wahres Scheusal ist, das trotz aller späteren Reformversuche schlechterdings nicht zur façon und raison gebracht werden kann. Der Erfolg jener freundschaftlichen Unaufrichtigkeit ist nun, dass ich für ein Jahr der Menschheit zum Skandal herumlaufe und einen fortwährenden Ingrimme darüber in meinem Herzen habe. An dieser tragischen Geschichte, mein lieber Keller, nehmen Sie sich ja ein lehrreiches Exempel. Nennen Sie eine schlechte Schrift von mir aus freundschaftlicher Gutmütigkeit gut und veranlassen mich dadurch, sie in die Welt zu schicken, so wäre das ein schlechter Dienst. Litera scripta manet. Hier wäre der Schaden irreparabler als bei jenem verwünschten Rocke.» (KH 42)

Kellers Antwort auf diese Herausforderung ist ein Meisterstück an Takt und an List. Den – trotz der hübschen Rockparabel – von Brief zu Brief penetrant wiederkehrenden moralischen Aufruf zu Aufrichtigkeit und schonungslosem Urteil versteht Keller mit seinen Bemerkungen zu entschärfen, ohne den Freund durch Entzug zu verletzen. Diese Mischung von Lob, verstecktem Tadel, Zuflucht zur eigenen Befangenheit, aber auch zur Heiterkeit ist einmalig. Diese Reaktion Kellers enthält die Bestandteile, aus deren wunderlichen Vereinigung die Qualität der Freundschaft erwächst. Keller beginnt so:

«Sie haben mir durch Übersendung Ihres trefflichen Manuskriptes eine grosse Freude bereitet, und ich danke Ihnen auf das wärmste dafür. Fast bedauere ich, dass der Genuss ein so einseitig egoistischer war und ich Ihnen nicht wenigstens mit einigem gegründeten Tadel nützen und vergelten kann. Ich weiss nicht, liegt es an der durchgehenden Vortrefflichkeit Ihrer Schrift oder meinerseits an einem Mangel an höherer Übersicht und Belesenheit, dass ich wirklich mit dem besten Willen nichts zu sagen weiss. Der beste Ausweg wird der sein, dass unsere Ansichten und Erfahrungen zu gleich sind, als dass sich eine erhebliche Bemerkung entwickeln könnte.» (KH 52)

Dies einmal gesagt, weiss Keller mehr Kritisches anzumerken, als diese Einleitung ahnen lässt. Was er am Buch bemängelt, führt er allerdings ganz auf eigene «Privatliebhaberei» zurück: etwa ein profunderes «Eingehen in das eigentliche Poetische». Keller schreckt zurück vor dogmatischen Verengungen. So äussert er «einen unmassgeblichen Wunsch»: den historischen Zyklus und die Trilogie möchte er nicht für alle Zeiten aus dem Katalog des dramatisch Erlaubten verbannt wissen. Ein Volk könne doch Geschichte so erfahren, dass ein Bedürfnis entstehe, diese Ereignisse zu «dramatischem Abschluss» und «poetischer Verklärung» zu bringen.

«Wo nun eine Monotragödie nicht ausreichte, müsste eben der Zyklus herhal-

ten. (...) Ich möchte einzig ein theoretisches Schlupfloch nicht ganz verstopft wissen, welches durch ein glänzendes Faktum bald wieder eingestossen ist.» (KH 54)

Der Brief kehrt am Ende auch ganz folgerichtig zum eigenen Schaffen zurück: Was ihm der Freund an theoretischen Überlegungen zur Begutachtung vorlegt, empfindet Keller sogleich als Anstoss, die eigene dramatische Arbeit zu forcieren. Hier wird nicht weggeblendet von der Selbstpräokkupation zu einem gesteigerten Altruismus. Das Beste, was eine Freundschaft vermag, ist doch, das eigene Wünschen zu befördern:

«Es wird nicht mehr lange dauern, bis ich Ihnen endlich jenes Trauerspiel senden werde. Überhaupt bitte ich Sie, an die Unvermeidlichkeit jedes meiner angekündigten Produkte zu glauben, wenn das Fatum den unglücklichen Leser auch noch so spät einholt!» (KH 55)

Auf die dramatischen Produkte Kellers wird Hettner allerdings vergeblich warten. Nicht einmal «Stoff und Titel» will Keller seinem Freund unaufgefordert mitteilen. Doch hat dies Gründe, die tief in der Persönlichkeit Kellers stecken. Es sind Hemmnisse der komplexen Art, vom Stoff her durch Herkunft und Familie nicht weniger belastet als von den Krisen, in denen die dramatische Kunst als poetische Gattung damals steckte. Kein Gespräch unter Experten, ja nicht einmal eine Freundschaft vermag hier lösend zu wirken – und es ist nicht uninteressant zu verfolgen, wie hier zwei Freunde aneinander etwas befördern möchten, was sich durch nichts in der Welt erzwingen lässt.

Auch nicht erzwingen, aber doch mit Aussicht auf Erfolg nahelegen, lässt sich etwas anderes: nämlich eine Rezension des Buches aus der Feder des Freundes. Hettner drängt auf eine Anzeige durch Keller:

«Es liegt mir sehr viel daran, dass Sie in der Tat ein öffentliches Wort über mein neues Schriftchen sagen. (...) Wenn ich grade Sie angelegentlich um eine solche Besprechung bitte, so geschieht das nicht darum, weil ich von Ihnen als meinem Freunde laxere Nachsicht verlangte und erwartete, sondern nur darum, weil ich weiss, dass Sie die Sache selbst kennen und mein Buch objektiv beurteilen.» (KH 63 f.)

Eine eigentliche Rezension scheint Keller aber abgelehnt zu haben. Doch zu einer «anonymen Anzeige» ist er schliesslich bereit. Sie erscheint am 30. Januar 1852 in der Abendausgabe der «Deutschen Allgemeinen Zeitung» und beginnt wie folgt:

«Dieses neueste Buch Hermann Hettners ist eine scharfe Kritik unserer dramatischen Zustände und Bestrebungen und wird mehr als einem unserer jungen Talente das lorbeerträumende Herz verwunden.» (KH 200)

War Keller nicht selbst das «lorbeerträumende Herz», das sich an der Un-

fähigkeit verwundete, die Tragödie oder die Komödie der Zeit zu schreiben? Was er hier anzeigte, tat er wohl aus Freundespflicht. Aber eben nicht nur! Er umspielte damit ganz zentral ein eigenes Scheitern – und das Einzige, das ihn vielleicht zu trösten vermochte, war doch, dass es den anderen «jungen Talenten» in ihrem Ehrgeiz nach dem neuen Drama um nichts besser ging:

«Dass die ganze lehrreiche Schrift kein überflüssiges oder gar unbescheidenes Unterfangen ist, beweist sie durch sich selbst, und jedenfalls wird jeder junge Dramatiker sich darin von den Fehlern seiner Nebenbuhler überzeugen und, wenn er klug ist, dieselben im stillen selbst vermeiden. Er braucht ja nicht zu sagen, dass er es in einem theoretischen Büchlein gelernt habe!» (KH 201)

Das Vertrackte an der Situation, in welcher Keller steckte, lag aber auch darin, dass – genau zur Zeit, als er hier im Gespräch mit Hettner als Sachverständiger fürs Drama auftreten musste – er den ersten Band des «Grünen Heinrich» in die Welt schickte. Es begann damit für Keller eine Zeit grosser Ungewissheit. Hettner gegenüber konnte er dies ohne Bedenken eingestehen:

«Ich habe eine jämmerliche Angst, das Buch aus den Händen zu lassen, da es mir viel verderben kann und ich, nach dem langen Zaudern und Sprechen davon, mich schämen muss, wenn es durchfällt. Meine Hauptstütze ist die Hoffnung, dass das spezifische Geplauder und Geschwätz des Buches für stillere und feinere Leute, welche nicht auf den grossen Eklat sehen, angenehm und unterhaltend sein möchte. Und dies wäre mir am Ende genug; denn ich hätte wenigstens den Beweis, dass ich schreiben kann, und könnte diese edle Kunst dann später besser verwenden.» (KH 50)

Es wird lange dauern, bis Hettner merkt, was er mit Kellers Roman in Händen hält. Denn Hettner steckt ganz im Drama und will auch von Keller eigentlich nichts anderes, als Anregungen, Bestätigungen, sicher auch Überraschungen auf dramatischem Feld. Noch im Juni 1852 schreibt er an Keller: *«Sie müssen sich den Roman vom Halse schaffen, eher haben Sie keine Lust zu neuer Produktion.» (KH 68)* Ihn interessiert nur diese «neue Produktion», nicht der Roman. Wegen Geldgeschichten – von denen gleich noch die Rede sein wird – kommt es 1852 zu Verstimmungen zwischen den beiden Freunden. In der zweiten Hälfte des Jahres 1853 werden sie sich wieder finden. Der herzliche Ton kehrt wieder ein und überträgt sich ganz selbstverständlich auch auf den Roman:

«Wie steht es um den <Grünen Heinrich>? Es tut einem so wohl, wenn man Ihr ernstes Streben und Schaffen ansieht; denn der Ernst und die künstlerische Andacht ist doch jetzt eine sehr seltene Ware geworden.» (KH 79)

Im Oktober 1853 liest Keller Hettners «Reiseskizzen» – ein Produkt von Hettners Griechenlandreise im Jahr zuvor – und schickt ihm schönes Lob

dafür von Berlin nach Jena. Doch jetzt will auch er etwas höchst Präzises von seinem Freund:

«Ich schicke morgen die letzten Korrekturen des 3. Bandes des ›Grünen Heinrich‹ fort. Die drei Bände werden nun sofort versandt. Es ist mir wünschbarer, dass der 4. allein kommt, da er eigentlich das Buch der ursprünglichen Intention ist. Ich muss mich nun allerdings an Sie halten behufs der Besprechung, da ich hier niemand kenne, der gefällig genug wäre, etwas für mich zu tun. Wenn Sie daher eine Anzeige machen wollten, so würden Sie sehr viel dazu beitragen, dass ich bald aus der Patsche käme, indem meine Landsleute darauf lauern. Die ›Augsburger Zeitung‹ ist dort der Barometer der Berühmtheit. Ich glaube gelesen zu haben, dass Sie über Tieck dort etwas geschrieben, und nahm desnachen an, Sie hätten sich mit den Paschas in Augsburg ausgesöhnt. Wenn dem so ist, so würden Sie mir fast einen sicheren Erfolg im Geldpunkte verursachen, wenn Sie etwas hinpraktizieren könnten. Versteht sich von selbst, ganz sachgemäss und kritisch; denn dies hilft selbst in jenem Punkte mehr als gewaltsames Lob, abgesehen von Anstand und Ehrlichkeit, an die wir uns halten wollen.» (KH 83)

Doch erst Hettners Brief vom 19. Februar 1854 beweist, dass der Freund sich mit dem «Grünen Heinrich» eingehend befasst hat:

«Gestern, mein lieber Freund, habe ich Ihren ›Grünen Heinrich‹ vollendet. Heut ist es mein erstes Geschäft, Ihnen für den tiefen und anregenden Genuss, den Sie mir verschafft haben, den herzlichsten Dank zu sagen.

Ich erfülle damit ein wahrhaftes Herzensbedürfnis. (...) Ich wünsche Ihnen zu Ihrer Schöpfung aufrichtig Glück. Er sichert Ihnen unzweifelhaft in unserer Literatur für immer eine hervorragende Stellung. (...) Ich sage Ihnen in Wahrheit, diese Jugendgeschichte ist ein Juwel, und ich bin stolz darauf, den Helden und Dichter derselben meinen Freund nennen zu dürfen.» (KH 97f.)

Das ist schön und eindrucksvoll gesagt. Doch wie es eigentlich um die Freundschaft zwischen diesen beiden Männern stand, zeigen viel besser noch die Ereignisse, die sich jetzt um Hettners Rezension des «Grünen Heinrich» abspielen werden.

Hettners Rezension des Romans erschien am 5. Mai 1854, nicht in der «Augsburger», sondern in der «Nationalzeitung». Im Grunde ist es eine sehr wohlwollende Besprechung. Von «so spezifisch dichterischer Stimmung» sei der Roman, «wie wir sie nur sehr wenigen Romanen der neuesten Zeit nachrühmen können.» Hettner sagt, dass mit Keller eine «tiefe, von innen heraus schaffende Dichterkraft» vor uns stehe. Aber Hettner listet auch «tiefgreifende Mängel» auf. Das Werk sei eine «Erstlingsarbeit», Keller sei vor allem Lyriker, und sein Roman verrate «in seiner Anlage und Durchführung überall

das Behaben (*sic*) des Lyrikers». Und nun kommt einiges Negative: Die Komposition habe «keine innere Einheit». Es seien «Fehler der Ungeübtheit» zu bemerken. Der eigentliche Roman sei «bedeutend schwächer» als die Episode, die die Jugendgeschichte umfasse. «Die Gestalten werden in ihm blasser, die Erfindung der Situationen wird ärmer.» Und der kritische Teil schliesst mit der nicht gerade als freundschaftlich zu bezeichnenden Bemerkung:

«Hier also fragt sich, ob dieser Mangel in einer Grenze des Talents seinen Grund hat.» (KH 206).

Schon am Tag nach Erscheinen der Rezension schreibt Hettner in heller Aufregung aus Jena an Keller:

«Ich habe Ihnen etwas abzubitten: Sie werden in der gestrigen «Nationalzeitung» meine Rezension gelesen haben, die über sechs Wochen im Redaktionsbüro gelegen hat. Ich schrieb diese Rezension unter dem Trubel grosser Äusserlichkeit, eben beschäftigt mit der Einrichtung des neuen Quartiers. Und nun sehe ich zu meinem grossen Schrecken, dass sich dieser Mangel an Sammlung in einer für mich höchst ärgerlichen Weise gerächt hat. Ich habe da, wo das dichterische Nachempfinden walten soll, nur kurz verweilt und dagegen da, wo der grosssprecherische Verstand sein Wesen treibt, nur um so länger. So ist es mir begegnet, dass die Rezension den Anschein gewinnt, als lege sie ein grosses Gewicht auf die einzelnen Mängel, die ich meiner Absicht nach doch nur sehr beiläufig berühren wollte. Kurz, die Rezension ist tadelnder, als Ihr schöner Roman verdient und als in der Tat meine Herzensmeinung ist.

Über diese Ungeschicklichkeit bin ich wahrhaft untröstlich. Ich kann kein anderes Auskunftsmittel finden, als dass ich den vierten Band abwarte und dann, wie ich Ihnen hiemit heiligst verspreche, nach Kräften den begangenen Fehler gutzumachen.» (KH 108)

Hettner bittet in geradezu rührender Weise um Nachsicht. Er werde erst Ruhe finden, wenn Keller ihm mitgeteilt habe, ob er ihm wegen der Rezension böse sei. Die Ungewissheit, ob er mit seinen Zeilen über den Roman die Freundschaft dieses Mannes für immer verscherzt hat, macht ihn beinahe krank.

«Es ist besser, man spricht sich in solchen Dingen aus, als dass ein stilles Missverständnis im geheimen wühlerisch forfrisst. (...) Adieu, adieu! Sie glauben nicht, wie ärgerlich mir dieser fatale Vorfall ist. Werden Sie nicht irre an mir. Ich bleibe in treuester Anhänglichkeit Hettner.» (KH 109)

Noch bevor Keller diesen Brief Hettners erhalten hat, macht er sich seinerseits – gleich nach der Lektüre der Rezension – an einen Brief. Keller ist, nachdem er bisher einige ihn nicht gerade ermunternde Kritiken seines Buches entgegenzunehmen hatte, Hettner gegenüber ehrlich knapp:

«Ihre Rezension, für welche ich demütigst danke, war sehr notwendig, nach dem gemeinen Philisterquatsch, welchen Kühne in seiner *Europa* losliess.» (KH 109)

Mehr sagt er dazu nicht. Er geht gleich auf andere Dinge ein – auf die Gründung der ETH in Zürich, auf seine Geldsorgen, auf die von ihm gelegentlich frequentierten Kaffeekränzchen bei Varnhagen, um am Ende des Briefes doch noch spüren zu lassen, wie sehr seine gegenwärtige wirtschaftliche Lage und die Meinungen seiner Rezension ihn augenblicklich verstimmen:

«Obgleich sich Schicksal und Rezensenten so renitent und zäh gegen mich verhalten, dass ich für die Dauer dieser Busszeit ganz voll Rachegefühle bin, so hoffe ich doch bald wie ein wohlgeschwänzter Komet an einem glücklicheren Himmel aufzugehen, von wo ich Sie dann besser gelaunt begrüßen werde.» (KH 110)

Ironisch gebrochen, den Blick auf bessere Zeiten gewendet, gibt er doch noch zu erkennen, wie es in seinem Innern aussieht: Rachegefühle! Er empfindet die doppelte Ungerechtigkeit: Man verkennt sein Buch, und dies hat zur Folge, dass er an seiner wirtschaftlichen Misere noch bewusster leidet. Auch Freunde – so könnte man schliessen – sind nicht immer geeignet, Busszeiten zu verkürzen! Hettner versteht Kellers Brief zu lesen; er weiss, dass noch nicht alles im Lot ist, und doppelt mit seiner Abbitte nach:

«Sie werden meinen gestrigen Brief erhalten haben, in welchem ich Sie um Entschuldigung für meine Rezension bat. Ich darf nach dem Tone Ihres heut erhaltenen Briefes hoffen, dass Sie mir diese Verzeihung angedeihen lassen.» (KH 111)

Er weiss auch, womit er Keller wirklich helfen kann: Er legt seinem Brief 25 Taler bei, mit der Bitte, ihm mit einigen Zeilen Beruhigung über die Rezension zu geben. Aber Keller lässt sich Zeit, mit dem Dank fürs Geld wie mit der Beruhigung. Erst sieben Wochen darauf schreibt er, berichtet von endlich eingetroffenen Geldmitteln aus der Schweiz, natürlich weniger als erwartet, und wiegt sich wieder einmal in der Illusion, seine Lage werde sich dann entscheidend verbessern, wenn die «dramatischen Sachen» fertig seien:

«Der fehlerhafte Roman kann nicht massgebend sein, weil diese weitsichtige, unabsehbare Strickstrumpfform nicht in meiner Natur liegt.» (KH 112)

So kann man sich selbst falsch einschätzen, wenn die Welt um einen herum das nicht erkennt, was man in Umlauf gesetzt hat! Den sichtbaren Beweis, dass Keller die Rezension Hettners wirklich «verziehen» hat, liefert die Bitte, die er in seinem Brief vom Januar 1855 ausspricht:

«Wenn Sie Zeit haben, so machen Sie doch sofort nach Empfang des 4. Bandes die Schlussrezension. Für die künftigen Sachen werde ich Sie nicht mehr plagen,

da ich von mir aus alle künftigen Bücher sich selbst überlassen werde. Diesmal aber ist es noch nötig, denn der Vertrieb muss durch den 4. Band gerettet werden.» (KH 129)

Ich breche das Thema der gegenseitigen öffentlichen Beurteilung durch Freunde hier ab. Wir haben es gehört: es ging nicht alles glatt zwischen den beiden, gerade dort, wo sie voneinander deutliche Zeichen erwarteten. Aber man sieht auch, dass diese Freundschaft die Belastungen und offenbar unerfüllbaren Zumutungen ertrug, ohne dabei in die Brüche zu gehen. Beide haben aus den nicht erfüllten Erwartungen keinen Groll gegeneinander nachgetragen. Ihre Briefe sind der herrliche Beweis dafür, aufgrund welcher Reserven an gemeinsamem Interesse für die Sache der Literatur und an gegenseitigem Wohlwollen das Unbehagen sich jeweils wieder zu äquilibrieren vermochte.

Kommen wir zum bereits angeklungenen Thema des Geldes. Geldfragen haben die Freundschaftsbeziehung zwischen Hettner und Keller auf eine schwierige Probe gestellt. Als Keller von Heidelberg nach Berlin ging, hatte er auch drei Taler im Gepäck, die er im Namen Hettners der Schriftstellerin Fanny Lewald überbringen sollte. Die Lewald aber war bereits von Berlin abgereist, und Keller behielt das Geld, für das er wahrhaftig Verwendung hatte. Im Herbst 1851 lieh ihm Hettner 75 Taler, später kamen noch einmal 25 Taler hinzu – mit gut 100 Talern stand Keller also bei Hettner über Jahre in der Kreide. Es hat Keller, der von seinem Verleger ebenso wie von seinen Förderern in der Schweiz Geld erwartete, viel Selbstüberwindung gekostet, bei seinem Freund Betteln zu gehen. Doch Hettner hat auf Geldbitten zunächst auch immer wie ein wirklicher Freund reagiert:

«Ich freue mich herzlich, wenn ich Ihnen mit beifolgender Summe dienen kann.» (KH 64)

Das war im Herbst 1851. Im März des folgenden Jahres, bevor sich Hettner zu einer Griechenlandreise aufmacht, schreibt er an Keller zum Geldgeschäft:

«In Betreff des Geldes sorgen Sie sich nicht. Erhalten Sie jedoch in nächster Zeit eine Sendung, die Sie entbehren können, so senden Sie diese nur an meine Frau, da Sie sich leicht denken können, dass meine jetzige Reise mir arg in den Beutel greift.» (KH 67)

Zurück aus Griechenland, im Juli 1851, mahnt Hettner bei Keller deutlicher das Geld an:

«Nur höchst ungern entschliesse ich mich zu der Bitte, dass Sie mir, sobald es Ihnen nur irgend möglich ist, wenigstens einen Teil des Geldes, das Sie von mir in Händen haben, zurückerstatten. Ich habe in der griechischen Reise viel, sehr viel Geld gebraucht. Und bin jetzt wirklich geradezu in Not, da meine laufenden Finanzquellen bis zu nächstem Weihnachten fast gänzlich versiegt sind.

Seien Sie mir nicht böse. Ich wage diese Bitte nur, weil ich nicht anders kann.»
(KH 68)

Doch Keller reagiert nicht. Der Briefwechsel setzt für mehr als ein Jahr aus. Endlich, am 16. Juli 1853, rafft sich Keller aus seiner Scham heraus auf und schreibt nach Jena an Hettner:

«Ich kann es nun nicht länger anstehen lassen, so schwer es mir auch fällt, durch einen leeren Brief ein Lebenszeichen von mir zu geben. Ich habe vor 1½ Jahren eine Summe von Ihnen geliebt, und diese unglückliche Tat droht unser Verhältnis gänzlich zugrunde zu richten. Ihren letzten Brief, worin Sie mir mitteilen, dass Sie das Geld brauchten, habe ich ein Jahr lang unbeantwortet gelassen, weil ich mich schämte, einen leeren Brief zu schicken.» (KH 68 f.)

Keller befürchtet, dass sich *«indessen eine üble Meinung von meinem Charakter bei Ihnen ausgebildet hat»*. (KH 69)

«Wenn der Roman heraus und etwas Dramatisches fertig ist, so werde ich aus der Schweiz eine radikale Verbesserung meiner Lage bewirken und überhaupt ein anderer Mensch werden.» (KH 69)

Es ist schon eindrucksvoll zu hören, wie eng für Keller «die dramatische Verbesserung meiner Lage» und «überhaupt ein anderer Mensch werden» in dieser Zeit zusammengehören. Hettner antwortet wieder postwendend:

«Nur mit wenigen Worten will ich Ihnen umgehends melden, eine wie grosse Freude Sie mir mit Ihrem lieben Briefe gemacht haben. Ich habe hundertmal jenen unseligen Augenblick verwünscht, da ich mir beikommen liess, Sie um die Rücksendung der bewussten Summe zu bitten. Ich war aber damals in grosser Verlegenheit. Jetzt ist diese Verlegenheit längst vorüber, und mir war aus derselben keine andere Spur zurückgeblieben als das drückende Bewusstsein, mir durch dieselbe leichtfertig einen wahren und wackeren Freund verscherzt zu haben. (...) Knüpfen wir da wieder an, wo wir aufgehört haben. Vor allem, bleiben wir Freunde! Es ist in dieser Wirrniss aller Richtungen und Stimmungen so ausserordentlich selten, wenn zwei Menschen in den wichtigsten Dingen ihres Denkens und Seins übereinstimmen, dass solche, die durch eine so seltene Übereinstimmung miteinander verbunden sind, nicht alberner Dinge halber auseinanderlaufen dürfen.» (KH 71 f.)

Keller dankt in einem wundervoll ironischen Brief *«für die freundliche Erwiderung und Absolution»*. (KH 73) Doch damit ist der Ärger mit dem Geld nicht ein für allemal aus der Welt. Solange Keller in Berlin bleibt – und noch eine Weile danach –, werden ihn finanzielle Sorgen plagen. Was liegt näher, als für die missliche Lage die wahren Verursacher beim Namen zu nennen: die Verleger. In der Verlegerschelte sind sich Keller und Hettner innigst verbunden. Beide haben mit ihren Verlegern Enttäuschungen erlebt – beide machen

sich in bezug auf den Reichtum, der mit Büchern zu erzielen ist, wohl auch übertrieben grosse Hoffnungen. Hettner einmal dazu an Keller:

«Schliesslich können wir nur gewinnen, wenn wir die Verleger aneinanderhetzen.» (KH 118)

Hettner weiss um die Notlage Kellers in Berlin. Im November 1854 macht er ihm folgenden Vorschlag:

«Kommen Sie auf einige Wochen hierher nach Jena. Ich habe mein Gartenhaus, das sich gut heizt, völlig leer stehen; mein Tisch erleidet durch Sie nicht die mindeste Veränderung. Kommen Sie also. Namentlich können Sie doch von hier aus die Korrektur besorgen.» (KH 125)

Doch dann wird Hettner zum Direktor der Antikensammlung in Dresden ernannt. Die Übersiedlung unterbricht für einige Monate die Kontakte. Im Mai 1855 ist es Keller, der die Beziehung wieder anzuknüpfen sucht:

«Der Umstand, dass Sie Ihren Wohnort geändert und nach Dresden übergesiedelt sind, ohne mir etwas darüber zu schreiben, lässt mich fast befürchten, dass Ihnen entweder etwas zugestossen sei oder dass Sie etwas gegen mich haben. (. . .) Wenn Sie jedoch wohl sind, so bitte ich Sie, mich etwas hören zu lassen und vorzüglich, wenn Sie sich über mich zu beschweren haben, mir es deutlich zu sagen; denn zu allen Erfahrungen wäre mir dies die bitterste, alte Freunde zu verlieren nur aus dem Grunde, weil ich mich nicht rühren kann und weil mich die niederträchtige Gemeinheit der Leute so lang als möglich in einem unseligen Bann eingeschnürt hält.» (KH 129f.)

Es ist klar, wer mit der «niederträchtigen Gemeinheit der Leute» gemeint ist. Keller spricht von seinem Verleger Vieweg:

«Nun ruiniert mir dieser brutale Hund alle die schönen Tage und alle Hoffnungen.» (KH 130)

Vieweg zahlt nicht nur nicht, er verzögert zudem den Druck des vierten Bandes des Romans. Hettner lässt seinen mittellosen Freund nicht lange warten, sondern antwortet sofort aus Dresden:

«Wie können Sie nur glauben, dass ich Ihnen böse sei? Ich habe ja schlechterdings keinen Grund dazu, da im Gegenteil Ihre freundlich treue Gesinnung mich zur wärmsten Erwidern verpflichtet und in der Tat von mir aufs wärmste erwidert wird. Ich glaube ohne Anstoss sagen zu dürfen, dass ich Ihnen ein treuer Freund bin und es für immer sein werde.» (KH 131)

Dann zieht auch Hettner gegen Vieweg vom Leder: Dieser sei «ja ein so furchtbar brutaler Kerl» (KH 131), und Hettner schildert nun seinem Freund, wie die «grenzenlose Unordnung», die in der Viewegschen Druckerei herrschte, auch ihn treffe bei der Veröffentlichung seiner Literaturgeschichte.

Doch das Schimpfen auf den Verleger füllt niemandem das Portemonnaie, und so schickt Hettner an Keller im Juni 1855 noch einmal Geld:

«Inliegend, lieber Keller, schicke ich Ihnen fünfzig Taler. Mehr ist bei dem besten Willen nicht möglich, da mich Umzug und Krankheit sehr stark derangiert haben und ich in Schulden bis über die Ohren stecke. Nehmen Sie diese Sendung als ein Zeichen meines guten Willens. Hoffentlich reisst sie diese Summe wenigstens aus den dringendsten Verlegenheiten.» (KH 139f.)

Wie gross Kellers Not damals wirklich war, kommt in seinem Brief vom 2. November 1855 zum Vorschein. Es ist ein bewegender Rechtfertigungsbrief («mein Lamentobrief» wird ihn Keller später nennen!) für seine Bettelei. Viegweg hat ihn wieder einmal hereingelegt: Er gab ihm weniger Geld, als Keller aufgrund des Vertrages erwartete. Und das war jetzt besonders übel, denn Keller hatte Wechsel ausgestellt, die nun zurückgefordert wurden. Wieder einmal ist es also Hettner, auf dessen Grossmut Keller bauen muss:

«So hatte ich nur die Wahl, entweder ins Wechselgefängnis zu spazieren oder Ihnen mein Wort nicht zu halten, und habe im Vertrauen auf eine ausgeglichene Zukunft das letztere vorgezogen. Es kann mir indessen nicht lange mehr so gehen, und wenn ich nur erst etwas mehr Luft bekomme, wird sich die Sache schon wenden; denn es ist mir jetzt alles klar und durchsichtig, und ich weiss genau, was ich tun will.» (KH 142)

Ende November gelingt es Keller, seine Schulden in Berlin zu bezahlen. Da bricht er auch sofort seine Zelte ab und macht sich auf den Weg nach Zürich. Doch nicht, ohne bei Hettner in Dresden Station zu machen. Man spürt aus den Briefen dieser Tage, dass es für Keller – nach soviel brieflichen Bittgängen – diesmal ein Dankesbesuch war, den er Hettner abstaten wollte. Er sagt freilich in seiner struppigen Art:

«Sie können sich also darauf gefasst machen, einige Stunden mit mir verbringen zu müssen.» (KH 145)

Denn das hatten wohl beide gemerkt: an den Geldfragen und an dem für beide Seiten unangenehmen Pumpgeschäft drohte diese Freundschaft mehrfach zu zerbrechen. Doch sie hielt, obwohl die Sphäre der Scham, in welcher Verletzungen am irreparabelsten sind, dabei mehrfach betreten werden musste. Für Keller waren danach die Zeiten des Geldmangels allerdings noch nicht überstanden. Als er im Dezember 1855 in Zürich eintraf, begannen die sechs Jahre «ohne Amt und Einkommen» bei seiner Mutter und seiner Schwester. Es dauerte bekanntlich bis 1861, bis zur Wahl zum ersten Staatsschreiber des Kantons Zürich, um aus dem Zustand finanzieller Abhängigkeit endgültig herauszuwachsen.

Mit den Geldaffären der letzten Monate in Berlin ist für Keller freilich eine

andere Affäre verquickt, die man in der Regel als «die Liebesaffäre mit Betty Tendering» bezeichnet. Dies ist der dritte Bereich, der die Freundschaft zwischen Hettner und Keller in einem besonderen Glanz erscheinen lässt.

Im Mai hatte Keller an Hettner nach Dresden noch eher zwischen den Zeilen geschrieben:

«Dazu kommt, dass ich gegenwärtig etwas erlebe, was einem heitern und schönen Sterne zu gleichen scheint und mir vielleicht nur durch die Misere und Verbitterung verlorengibt.» (KH 130)

Hettner verstand sofort, dass eine Frau im Spiel sein musste. Doch erst im berühmten «Lamentobrief» rückt Keller – auf seine unnachahmliche Art – mit der Sache ganz heraus:

«Ich hätte mir auch diese letzten Monate unfehlbar nachgeholt, wenn mir der Teufel, nach fünfjähriger guter Ruhe, nicht eine ungefüge Leidenschaft auf den Hals geschickt hätte, die ich ganz allein seit dreiviertel Jahren auf meiner Stube verarbeiten muss und die mich alten Esel neben dem übrigen Ärger, Zorn und mit den Schulden um die Wette zwicket und quält. Ich sage Ihnen, das grösste Übel und die wunderlichste Komposition, die einem Menschen passieren kann, ist, hochfahrend, bettelarm und verliebt zu gleicher Zeit zu sein und zwar in eine elegante Personnage. Doch behalten Sie um's Himmels willen diese Dinge für sich.» (KH 142)

Hettner antwortet wieder sofort, und zwar so diskret wie bestimmt:

«Ich will mich nicht unnötig in Ihr Vertrauen drängen; aber Sie kennen meine aufrichtige Gesinnung. Sagen Sie mir also, woran es eigentlich hängt, dass Sie nicht von Berlin loskommen? Haben Sie Gläubiger, so lässt sich mit diesen vielleicht ein Abkommen treffen. Auswärts können Sie viel ungestörter dichten und schaffen und damit viel früher aus der Klemme sich reissen.»

Dass ein Liebesleid in Ihnen stecke, glaubte ich schon aus Ihrem letzten Brief herauslesen zu dürfen. Sind Sie glücklich, wohlan! – Stemmen sich Ihnen Hindernisse entgegen, so ist auch hier mein Refrain: Fort von Berlin.» (KH 143)

Keinem hat sich Keller wohl in Herzensangelegenheiten so geöffnet, wie er es bei Hettner tat. Natürlich gab es in diesen Dingen Hettner gegenüber eine Art Vorvertrauen: Schliesslich war Hettner über Kellers Liebe zu Johanna Kapp in Heidelberg informiert. Dennoch ist das besonders Schöne an dieser Freundschaft vielleicht darin zu sehen, wie diese zwei Männer in der delikaten Frage ihrer Beziehung zu Frauen miteinander umgehen. Denn hier wird nun Hettner Gegenrecht halten: Schon im Februar 1856 bespricht Hettner mit Keller in einem Brief die Gemütskrankheit seiner eigenen Frau:

Sie nehmen so freundschaftlich Teil an meinem Geschick, dass ich Ihnen vor allen melden muss, wie meine gute Frau jetzt in Gesundheit und Gemütsstim-

mung wieder zu ihrer früheren Frische und Unbefangenheit zurückgekehrt ist. Die Schüchternheit ihrer Natur hatte sich anfangs hier allzusehr durch das anspruchsvolle Blaustrumpfwesen der hiesigen Damenwelt schrecken lassen; allmählich hat sie sich überzeugt, dass nicht alles Gold ist, was glänzt, und dass hinter der gleissenden Aussenseite viel Hohlheit steckt. Damit ist Ruhe und Glück wieder in unseren Mauern heimisch worden; und ich segne diese glückliche Wendung um so inniger, je ernstere Sorgen mir dieser stille Trübsinn machte.» (KH 147)

Hettners Freude an der Genesung seiner Frau sollte von kurzer Dauer sein. Schon im April 1856 schreibt Hettner an Keller nach Zürich:

«Lieber Keller,

Vor einigen Tagen endlich habe ich Ihre «Leute von Seldwyla» erhalten.

Ich bin jetzt in der traurigsten Lage. Seit acht Wochen wankt meine Frau mit unsäglichen Leiden ihrer unrettbaren Auflösung entgegen. Meine Stimmung ist trostlos. In dieser Zeit hat mich Ihre vortreffliche Dichtung erhoben und erquickt, in einer Weise, wie es nur die vollendetste Schönheit vermag.

Freund, sie haben ein klassisches Werk geschaffen. Namentlich Ihre Frau Regula und Ihr «Romeo und Julia» wird leben, solange die deutsche Zunge lebt. Glückauf, glückauf.

Sobald ich nur ein klein wenig wieder zu Atem komme aus meinem schweren Drangsal, mache ich Ihnen eine ausführliche Anzeige. Es ist dies nicht ein Freundschaftsdienst, den ich Ihnen erweise, sondern ein Herzensbedürfnis, das ich erfülle.» (KH 157)

Keller reagiert mit einem langen Brief, einem Meisterstück an Takt und an ganz und gar indirektem Trost, wie ihn nur dieser immer mehr sich vereinsamende Sonderling zu schreiben vermochte:

«Wenn das Leben der armen lieben Frau Hettner wirklich ohne Hoffnung sein sollte, so wünsche ich nur, dass sie beide diese Zeit überstehen, so leicht und tröstlich es möglich ist, aber auch für jede einzelne Stunde wünsche ich Licht und Linderung. Da überall nur Trennung, Scheiden und Entsagen ist, wo noch wahres Leben vorhanden, so weiss man wirklich nicht, ob man überhaupt nach diesem Lose streben soll und ob es nicht besser ist, man bleibt von vornherein allein. Leben Sie so wohl als möglich und erschrecken Sie nicht zu früh mit schlimmen Nachrichten Ihren G. Keller.» (KH 159f.)

Die schlimme Nachricht schickt Hettner im Oktober nach Zürich:

«Sie werden mir einen grossen Freundschaftsdienst erzeigen, wenn Sie mir bald und möglichst ausführlich schreiben. Seitdem ein schweres Geschick mein häusliches Glück vernichtet hat, bin ich so ganz ausschliesslich an meine Freunde gewiesen, dass es doppelt unrecht von diesen ist, wenn auch sie mich im

Stiche lassen. Freilich muss ich hinzufügen, dass ich in der Tat nicht einmal weiss, ob Sie mir eine Antwort schulden oder ich Ihnen. Jedenfalls verdiene ich jetzt Nachsicht. Rechnen sie nicht allzu streng mit mir.» (KH 160f.)

Die bis in familiäre Vertrautheit hineinreichende Freundschaft der beiden Männer wird in einer Passage dieses Briefes von Hettner direkt angesprochen:

«Was es heisst, eine so vorzügliche Frau verlieren, wie ich besass, kann schwerlich jemand ermessen. Sie sind der einzige Mann der Welt, welchem gegenüber ich die Notwendigkeit einer Rechtfertigung fühle. Unsere Ehe war glücklich, wie nur wenige Ehen glücklich sind; innerhalb der acht Jahre, welche mir mit meiner Frau vergönnt waren, sind nur etwa drei oder vier Wochen, in denen einzelne Wolken den Horizont getrübt haben. Und diese Zeit haben Sie, mein Freund, im vorigen Jahr gesehen. Meine gute Frau war in einen so entsetzlichen Trübsinn verfallen, dass sie sich und mir das Leben herzlich vergällte. Bitten half nichts; da versuchte ich Strenge. Und diese letzte Methode ist der einzige Vorwurf, der auf mir lastet. Später freilich erkannte ich, dass dieser Trübsinn Krankheit sei.» (KH 161)

Diesmal ist es Hettner, der von Keller eine schwierige Absolution wünscht. Keller versteht haarscharf, was in dieser Situation am wenigsten gefragt ist: Pathos. Sein langer Brief vom 18. Oktober 1856 ist der Beweis dafür. Beileid ja, dies auch. Aber ja nicht zuviel. Statt dessen breitet er ein buntes Allerlei aus, über die Ethik des «Système de la nature», über Utilitätstheorien, über Molschott und andere Kollegen, ja er nimmt Zuflucht zu regelrechtem Universitäts- und Stadtklatsch, um seinem trauernden Freund gegenüber den lockeren Ton zu finden:

«Gegenwärtig ist Liszt mit seiner Förstin in Zürich und schwärmt mit Wagner schrecklich Musik.» (KH 167)

Schliesslich fügt Keller einige sehr unschöne Sätze über Johanna Kapp hinzu, so als müsse auch er sich Frauen gegenüber von der strengen und ruppigen Seite her zeigen, damit der Freund mit seinem schlechten Gewissen sich nicht allein fühle!

«Lassen Sie sich nun nicht zu sehr gehen in Ihrer Trauer und Niedergeschlagenheit und machen Sie sich munter ans Werk, denn ich denke mir, dass Arbeit und Studium doch zuletzt immer wieder der beste Anker sind, selbst für Sie, der im Glücke gewohnt war, so rührig und fleissig zu sein.» (KH 169)

Damit will ich es hier bewenden lassen. Längst nicht alles ist angesprochen, was in diesem Briefwechsel im engeren und weiteren Sinn zur Sprache der Freundschaft gehört. Doch drei entscheidende unter den tragenden Pfeilern dieser Freundschaft sind genannt.

War es eine gute Freundschaft? Ich meine ja, weil beide Seiten – trotz eigen-

brötlerischer Anlagen – zur Freundschaft begabt waren: Sie waren mitteilungs-fähig und mitteilungs-willig; sie waren ehrlich und taktvoll; sie waren neugierig, die Meinung des andern zu hören, und hatten Vertrauen in die Loyalität des andern; und sie waren fähig, vom Freund auch das entgegenzu-nehmen, was man von niemandem gern zu hören bekommt. Es war eine Freundschaft auf Zeit, die sich in den späten Jahren, als beide sich weniger brauchten, ins Konventionelle verlor. Doch in den guten Jahren war es eine Freundschaft, wie man sie für sich selbst wünscht. Vielleicht gibt es keinen besseren Massstab für Freundschaft.

Ich schliesse mit einer Anfrage Kellers an Hettner. Der Dichter wollte vom Professor wissen, ob er – Keller – das Zeug dazu hätte, um an der ETH in Zürich eine Professur für Literaturgeschichte zu übernehmen.

«Ich bitte Sie hiernach, mir Ihre Meinung zu sagen, auch dabei zu bedenken, dass es nicht meine Bestimmung sein kann, aus einem erträglichen Poeten ein schlechter Lehrer zu werden, dass ich aber in einigen Jahren die Sache immer wieder an den Nagel hängen könnte, nachdem ich, was der beste Witz dabei wäre, noch etwas Ordentliches dabei gelernt hätte!» (KH 93f.)

Was riet ihm der Freund? Hettner zögerte keine Sekunde:

«Sagen Sie bestimmt zu; weder Ihre Muse noch Ihr Geldbeutel kommt zu kurz dabei.» (KH 95)

Dies ist ein Freundeswort, dessen tiefe Wahrheit heute noch jene erfahren, die an der ETH ihr Geld verdienen und gleichzeitig darauf achten, dass die Muse nicht zu kurz kommt.

Zitierte Literatur:

- Gottfried Keller, Sämtliche Werke in drei Bänden, hrsg. v. Clemens Heselhaus, Hanser Verlag, München 1979 (K).
- Jürgen Jahn (Hrsg.), Der Briefwechsel zwischen Gottfried Keller und Hermann Hettner, Aufbau Verlag, Berlin und Weimar 1964 (KH).
- Werner Weber, Freundschaften Gottfried Kellers, Versuch über die Einsamkeit des Genies, Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich 1952.
- Augustinus, Confessiones – Bekenntnisse, Insel Verlag, Frankfurt 1987.
- Ernst Bloch, Das Prinzip Hoffnung, Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1959 (B).
- Harald Weinrich, Linguistik der Lüge, Lambert Schneider Verlag, Heidelberg 1970.
- Peter Handke, Versuch über die Müdigkeit, Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1989 (H).

GOTTFRIED KELLER-BIBLIOGRAPHIE

Die Bibliographie enthält Angaben zu Ausgaben der Werke Gottfried Kellers und von Sekundärliteratur zu seinem Werk, die in den Jahren 1989 bis 1991 publiziert wurden. Für die Übersicht weiterer Publikationen aus den Jahren 1986 bis 1990 sei auch auf den Jahresbericht Nr. 58 verwiesen.

Die Angaben wurden in verdankenswerter Weise von der Zentralbibliothek Zürich, von Frau Margrit Schütz und Herrn Meinhard Haslinger, zusammengestellt.

Die gesellschaftseigenen Jahresberichte sind am Schluss eines jeden Jahresberichts verzeichnet. Sie werden darum in der vorliegenden Bibliographie nicht angeführt.

I. Primärliteratur

- Keller, Gottfried: Die drei gerechten Kammacher: Novelle/Gottfried Keller. Nachw. von Thomas Koebner. – [Nachdr.]. – Stuttgart: Reclam, 1990. – 79 S. – (Universal-Bibliothek; Nr. 6173)
- Keller, Gottfried: Eugenia/Gottfried Keller. El la germana tradukis Reinhard Haupenthal. – Saarbrücken: Iltis-Eldonejo, 1990. – 27 S. – (Iltis-serioj; 2, Beletro tradukita; 2)
- Keller, Gottfried: Das Fähnlein der sieben Aufrechten/Gottfried Keller. Neu entrollt u. hochgehalten von Urs Widmer. – Orig.-Ausg. – Berlin: Wagenbach, 1989. – 155 S.: Ill. – (Wagenbachs Taschenbücherei; 141)
- Keller, Gottfried: Das Fähnlein der sieben Aufrechten: Novelle/Gottfried Keller. – [Nachdr.]. – Stuttgart: Reclam, 1990. – 80 S. – (Universal-Bibliothek; Nr. 6184)
- Keller, Gottfried: Der grüne Heinrich/Gottfried Keller. Mit Zeichn. Gottfried Kellers u. seiner Freunde. – 1. Fassung. [4. Aufl.]. – Frankfurt am Main: Insel-Verl., [1989]. 865, [16] S.: Ill. – (Insel-Taschenbuch; 335)
- Keller, Gottfried: Der grüne Heinrich: Roman/Gottfried Keller. Mit e. Nachw., e. Vergleich d. ersten mit d. zweiten Fassung d. «Grünen Heinrich», e. Zeittaf. zu Keller u. bibliograph. Hinweisen von Gert Sautermeister sowie mit Anm. von Manfred Heigenmoser u. Norbert Richter. – 4. Aufl. – München: Goldmann, 1989. – 1008 S. – ([Goldmann]; 7549: Goldmann-Klassiker)
- Keller, Gottfried: Der grüne Heinrich/Gottfried Keller. Mit Zeichn. Gottfried Kellers u. seiner Freunde. – 1. Fassung, 1. Aufl. – Frankfurt am Main: Insel-Verl., 1990. – 865, [16] S.: Ill. – (Insel-Taschenbuch; 1255)
- Keller, Gottfried: Der grüne Heinrich: erste Fassung/Gottfried Keller. Mit e. Nachw. von Adolf Muschg. – 1. Aufl. – Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1990. – 879 S. – (Suhrkamp weisses Programm Schweiz)
- Keller, Gottfried: Der grüne Heinrich: (Erste Fassung)/Gottfried Keller. [Hrsg. und mit einem Nachw. vers. von Clemens Heselhaus. Mit Anm. von Susanne Kiessling]. – Vollst. Ausg. der ersten Fassung von 1853–1855, 6. Aufl. – München: Dt. Taschenbuch-Verl., 1990. – 829 S. – (dtv; 2034: dtv-Klassik: Literatur, Philosophie, Wissenschaft: Dünndruck-Ausgabe)
- Keller, Gottfried: Der grüne Heinrich/Gottfried Keller. Mit Zeichn. Gottfried Kellers u. seiner Freunde. – 1. Fassung. [5. Aufl.]. – Frankfurt am Main: Insel-Verl., [1991]. – 865, [16] S.: Ill. – (Insel-Taschenbuch; 335)
- Keller, Gottfried: Der grüne Heinrich/Gottfried Keller. Zsgest. und kommentiert von Wilhelm Hilgendorff. – Orig.-Ausg. – München: Heyne, 1991. – 181 S.: Ill. – (Heyne-Bücher: 24, Studio Klassik; Nr. 8)
- Keller, Gottfried: Hadlaub/Gottfried Keller. Hrsg. u. mit e. Nachw. von Ute Schmidt-Berger. – Frankfurt am Main: Insel-Verl., [1990]. – 168 S.: Ill. – (Insel-Taschenbuch; 499)

- Keller, Gottfried: Hadlaub: Novelle/Gottfried Keller. – [Nachdr.]. – Stuttgart: Reclam, 1991. – 95 S. – (Universal-Bibliothek; Nr. 6181)
- Keller, Gottfried: Kleider machen Leute: Novelle/Gottfried Keller. – [Nachdr.]. – Stuttgart: Reclam, 1989. – 64 S. – (Universal-Bibliothek; Nr. 7470)
- Keller, Gottfried: Kleider machen Leute. Pankraz der Schmoller [u.a.]/Gottfried Keller. Sprecher Reiner Unglaub. – Beltershausen: Verl. und Studio für Hörbuchproduktionen, [1990]. – 6 Kompaktkassetten – (Reihe Klassiker der Weltliteratur)
- Keller, Gottfried: Kleider machen Leute: Novelle/Gottfried Keller. – [Nachdr.]. – Stuttgart: Reclam, 1990. – 64 S. – (Universal-Bibliothek; Nr. 7470)
- Keller, Gottfried: Der Landvogt von Greifensee/Gottfried Keller. Hrsg. von Bernd Neumann. – [Nachdr.]. – Stuttgart: Reclam, 1989. – 142 S. – (Universal-Bibliothek; Nr. 6182)
- Keller, Gottfried: Die Leute von Seldwyla/Gottfried Keller. Mit e. Nachw. von Gerhard Kaiser. – Vollst. Ausg. d. Novellensammlung, 1. Aufl. – Frankfurt am Main: Insel-Verl., 1990. – 729 S. – (Insel-Taschenbuch; 1255)
- Keller, Gottfried: Die Leute von Seldwyla: Erzählungen/Gottfried Keller. Mit e. Nachw. u. bibliogr. Hinweisen von Gert Sautermeister sowie mit e. Zeittafel zu Keller u. Anm. von Hans Lankes. – 5. Aufl. – München: Goldmann, 1990. – 625 S. – (Goldmann; 7577: Goldmann-Klassiker mit Erläuterungen)
- Keller, Gottfried: Die Leute von Seldwyla: vollständige Ausgabe der Novellensammlung/Gottfried Keller. Mit einem Nachw. von Gerhard Kaiser. – [2. Aufl.]. – Frankfurt am Main: Insel-Verl., 1991. – 729 S. – (Insel-Taschenbuch; 958)
- Keller, Gottfried: Martin Salander: Roman/Gottfried Keller. Hrsg. von Rémy Charbon. – Basel: Birkhäuser, 1989. – 370 S. – (Birkhäuser-Klassiker)
- Keller, Gottfried: Martin Salander: Roman/Gottfried Keller. – Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1990. – 348 S. – (Rowohlt Jahrhundert; Bd. 68) (rororo; 40068)
- Keller, Gottfried: Die missbrauchten Liebesbriefe/Gottfried Keller. Mit Ill. von Hanns Georgi. – Dresden: Verl. d. Kunst, 1989. – 116 S.: Ill.
- Keller, Gottfried: Die missbrauchten Liebesbriefe: Novelle/Gottfried Keller. Mit e. Nachw. von Karl Pörnbacher. – [Nachdr.]. – Stuttgart: Reclam, 1989. – 92 S. – (Universal-Bibliothek; Nr. 6176)
- Keller, Gottfried: Pankraz, der Schmoller/Gottfried Keller. Anm. u. Nachw. von Bernd Neumann. – [Nachdr.]. – Stuttgart: Reclam, 1989. – 83 S. – (Universal-Bibliothek; Nr. 6171)
- Keller, Gottfried: Romantisches Stadtgemälde/Gottfried Keller. – Zerkall: Hausdruckerei d. Papierfabrik Zerkall, 1989. – [12] S. – (Werkdruck aus der Hausdruckerei der Papierfabrik Zerkall Renker & Söhne GmbH & Co. KG; 43)
- Keller, Gottfried: Romeo und Julia auf dem Dorfe/Gottfried Keller. Ill. von Karl Walser. Hrsg. von Charles Linsmayer. Nachw. von Bruno Weber. – Kilchberg am Zürichsee: Romano, 1989. – 106 S.: zahlr. Ill.
- Keller, Gottfried: Romeo und Julia auf dem Dorfe/Gottfried Keller. Zeichn. von Fritz Deringer. [Hrsg.: Hedi Deringer]. – Stäfa: Gut, 1989. – 84 S.: Ill.
- Keller, Gottfried: Romeo und Julia auf dem Dorfe: Novelle/Gottfried Keller. Mit e. Nachw. von Konrad Nussbächer. – [Nachdr.]. – Stuttgart: Reclam, 1989. – 94 S. – (Universal-Bibliothek; Nr. 6172)
- Keller, Gottfried: Romeo und Julia auf dem Dorfe: Novelle/Gottfried Keller. Sprecher Hans Eckardt. – Beltershausen: Verlag und Studio für Hörspielproduktionen, [1990]. – 3 Kompaktkassetten – (Reihe Klassiker der Weltliteratur)
- Keller, Gottfried: Romeo und Julia auf dem Dorfe/Gottfried Keller. Mit einem Kommentar und einem Nachw. von Klaus Jeziorkowski. – [3. Aufl.]. – Frankfurt am Main: Insel-Verl., [1990] – 138 S. – (Insel-Taschenbuch; 756)

- Keller, Gottfried: Romeo und Julia auf dem Dorfe: Novelle/Gottfried Keller. Mit einem Nachw. von Konrad Nussbächer. – [Nachdr.]. – Stuttgart: Reclam, 1991. – 94 S. – (Universal-Bibliothek; Nr. 6172)
- Keller, Gottfried: Der Schmied seines Glückes: Novelle/Gottfried Keller. – [Nachdr.]. – Stuttgart: Reclam, 1990. – 48 S. – (Universal-Bibliothek; Nr. 6175)
- Keller, Gottfried: Sieben Legenden/Gottfried Keller. – Zürich: Manesse-Verl., 1990. – 123 S. – (Manesse-Bücherei; 35)
- Keller, Gottfried: Spiegel, das Kätzchen/Gottfried Keller. Ill. von Bernd Günther. – Berlin: Kinderbuchverl., 1991. – 79 S.: Ill. – (Schöne Erzählungen aus aller Welt)
- Keller, Gottfried: Verschiedene Freiheitskämpfer/Gottfried Keller. Mit e. Nachw. von Walter Baumann. – Zürich: GS-Verl., 1989. – 63 S.: Ill. – (GS-Reihe; 549)
- Keller, Gottfried: Züricher Novellen/Gottfried Keller. Hrsg. von Bernd Neumann. – Stuttgart: Reclam, 1989. – 415 S. – (Universal-Bibliothek; Nr. 6180)
- Keller, Gottfried: Züricher Novellen/Gottfried Keller. Hrsg. von Bernd Neumann. – Stuttgart: Reclam, 1989. – 415 S. – (Reclam-Leseklassiker)
- Keller, Gottfried: Züricher Novellen/Gottfried Keller. Hrsg. von Christof Laumont. – Basel: Birkhäuser, 1990. – 457 S. – (Birkhäuser-Klassiker)
- Keller, Gottfried: Züricher Novellen/Gottfried Keller. Mit e. Nachw. von Werner Weber. – 1. Aufl. – Frankfurt am Main: Insel-Verl., 1990. – 388 S.: 1 Ill. – (Insel-Taschenbuch; 1255)
- Keller, Gottfried: Züricher Novellen/Gottfried Keller. Mit e. Nachw. von Werner Weber. – [4. Aufl.]. – [Frankfurt (Main)]: Insel, [1990]. – 388 S.: 1 Ill. – (Insel-Taschenbuch; 201)
- «Du hast alles, was mir fehlt...»: Gottfried Keller im Briefwechsel mit Paul Heyse/Hrsg. und erl. von Fridolin Stähli. – Stäfa (Zürich): Gut, 1990. – 311 S.: Ill.

II. Sekundärliteratur

- Bänzinger, Hans: Das Tabernakel des Pfarrers von Schwanau. Zur Kritik des religiösen Liberalismus in Kellers Novelle «Das verlorene Lachen». – In: Schweizer Monatshefte für Politik, Wirtschaft, Kultur. Zürich. – 70 (1990). – S. 529–535.
- Breitenbruch, Bernd: Gottfried Keller/mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten dargestellt von Bernd Breitenbruch. – 58.–60. Tsd. – Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1990. – 189 S., Ill. – (Rowohlt's Monographien; 136).
- Buckley, Thomas Loconte: Nature, science, realism: a re-examination of programmatic realism and the works of Adalbert Stifter and Gottfried Keller. Diss. – University of Pennsylvania, 1990. – 263 S.
- Cornuz, Jeanlouis: Gottfried Keller/Jeanlouis Cornuz. – Lausanne: Favre, 1990. – 286 S.
- Fässler, Peter: Kellers «Fähnlein» – eine rhetorische Deutschstunde. – In: Schweizer Monatshefte für Politik, Wirtschaft, Kultur. Zürich. – 70 (1990). – S. 733–741.
- Fickel, Irene: Die Gestaltung von Widerspruch und Konflikt in Gottfried Kellers Novelle «Kleider machen Leute». – Nemet filologiai tanulmányok = Arbeiten zur deutschen Philologie. Debrecen. – 18 (1989). – S. 31–47.
- Friedrichsmeyer, Erhard; Friedrichsmeyer, Sara: Keller's Spiegel das Kätzchen: a eudaemonist answer to Goethe's Faust? – In: The enlightenment and its legacy: studies in german literature in honor of Helga Slessarev. Ed. by Becker – Cantatino, Barbara. – Bonn: Bouvier, 1991. – S. 131–138.
- Gottfried Keller: Elf Essays zu seinem Werk/hrsg. von Hans Wysling. – München: W. Fink, 1990. – 203 S. – (Internationales Gottfried Keller-Kolloquium, 1990. Universität Zürich).
- Gottfried Keller: Kleider machen Leute/hrsg. von Rolf Selbmann. Nachdruck. – Stuttgart: Reclam, 1990. – 107 S. – (Universal-Bibliothek; Nr. 8165: Erläuterungen und Dokumente).

- Gottfried Keller: *Mittelalterliche Stadt*/hrsg. von Bruno Weber. – Luzern: Ars Collect, 1990. – 64 S., Ill.
- Gottfried Keller: *Romeo und Julia auf dem Dorfe*/von Jürgen Hein. – Nachdruck. – Stuttgart: Reclam, 1991. – 87 S. – (Universal-Bibliothek; Nr. 8114: Erläuterungen und Dokumente).
- Graevenitz, Gerhart von: *Mythologie des Festes, Bilder des Todes. Bildformen der Französischen Revolution und ihre literarische Umsetzung* (Gustave Flaubert und Gottfried Keller). – In: *Das Fest*. Hrsg. von Walter Haug und Rainer Warning. München 1989. – (Poetik und Hermeneutik. 14). – S. 526–559.
- Haide, Peter: *Stundenblätter Keller «Romeo und Julia auf dem Dorfe»*/Peter Haide. – 3. Aufl. – Stuttgart: Klett, 1989. – 53 S. & Beilage (16 S.) – (Stundenblätter Deutsch).
- Hauser, Albert: «Gefährlich mit Worten und mit Fäusten». Versuch über das Gottfried-Keller-Kolloquium vom 13./14. Juli 1990 an der Universität Zürich. – In: *Schweizer Monatshefte für Politik, Wirtschaft, Kultur*. Zürich. – 70 (1990). – S. 716–729.
- Höhne, Steffen: *Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller im Lichte ethnologischer Theorien*/Steffen Höhne. – Bern; Stuttgart: Francke, 1989. – 252 S. – Zugleich: Düsseldorf, Universität, Dissertation.
- Jaugey, Gesine: *Stundenblätter «Kleider machen Leute», «Taugenichts»*/Gesine Jaugey. – 6. Aufl. – Stuttgart: Klett-Verlag für Wissen und Bildung, 1991. – 72 S. & Beilage (20 S.). – (Stundenblätter Deutsch).
- Koebner, Thomas: *Gottfried Keller: Romeo und Julia auf dem Dorfe. Die Recherche nach den Ursachen eines Liebestodes*. – In: *Erzählungen und Novellen des 19. Jh.*; Bd. 2. – Stuttgart: Reclam, 1990. S. 203–234.
- Lehrer, Mark: *Intellectuelle Aporie und literarische Originalität: wissenschaftsgeschichtliche Studien zum deutschen Realismus: Keller, Raabe und Fontane*/Mark Lehrer. – New York; San Francisco; Bern etc: Lang, 1991. – XI, 168 S. – (North American studies in nineteenth century German literature; 8).
- Loosli, Theo: *Fabulierlust und Defiguration: «phantastische» Spiele der Einbildungskraft im Prosawerk Gottfried Kellers*/Theo Loosli. – Bern, Frankfurt am Main, New York, Paris: Lang, 1991. – 411 S. – (Europäische Hochschulschriften: Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur; 1251).
- Maass, Angelika: *Verborgenes Grün. Zu einem Motiv bei Gottfried Keller*. – In: *Erzählungen und Novellen des 19. Jh.*; Bd. 2. – Stuttgart: Reclam, 1990. – S. 486–497, 537–538.
- Matt, Peter von: *Zur Demokratie gehört das Gelächter. Der Dichter und die gelungene Revolution: Gottfried Kellers «Zürcher Novellen»*. – In: *Klassiker Magazin*. Frankfurt. – 4 (1990) – S. 42–51.
- Neumann, Bernd: *Gottfried Keller: Kleider machen Leute. Der Löwe in der Eselshaut*. – In: *Erzählungen und Novellen des 19. Jh.*; Bd. 2. – Stuttgart: Reclam, 1990. – S. 235–278.
- Rihner, Fred: *Auf Gottfried Kellers Wegen. Ein Rundgang durch die Zürcher Altstadt*/Texte und Bilder zsgest. von Fred Rihner. – Zürich: Pestalozzianum, 1990. – 35 Sp., Ill., Portr.
- Strelka, Joseph P.: *Da strahlt der Mythos von Alltäglichkeit... «Zur Entwicklung Arkadiens als geistiger Landschaft bei Theokrit, Vergil, Goethe und Gottfried Keller*. – In: *Verlust und Ursprung. Festschrift für Werner Weber*. Hrsg. von Angelika Maass und Bernhard Heiser. Zürich: Ammann Verlag, 1989. – S. 149–168.
- Toth, Johannes: *Figurenkonstellation und Rolle der Frauen und Mütter in Gottfried Kellers Roman «Der grüne Heinrich»*. – In: *A Collection of Articles and Essays. Hankuk University of foreign studies*. Seoul. – 22 (1990). – S. 453–469.
- Zeller, Hans: *Textkonstitution in den Keller-Ausgaben. Auch ein Beitrag zum Gottfried-Keller-Jahr*. – In: *Editio. Internationales Jahrbuch für Editionswissenschaft*. Tübingen. – 4 (1990). – S. 196–204.

Sechzigster Jahresbericht der Gottfried Keller-Gesellschaft

1. Januar bis 31. Dezember 1991

1. *Vorstand:* Aus dem Vorstand sind am Herbstbott 1991 zurückgetreten: Prof. Dr. Hans Wysling (Präsident), Dr. Hans J. Halbheer (Quästor). Prof. Dr. Egon Wilhelm, bisher Sekretär der Gesellschaft, wurde zum neuen Präsidenten gewählt. Neu in den Vorstand aufgenommen wurde Dr. Kurt Widmer.

2. *Bericht des Quästors:*

Die Rechnung für das Jahr 1991 zeigt, auszugsweise wiedergegeben, folgendes Bild:

Vermögen am 31. Dezember 1990		Fr. 24 816.68
zuzüglich Einnahmen 1991	Fr. 40 186.70	
abzüglich Ausgaben 1991	<u>Fr. 12 577.45</u>	
Einnahmenüberschuss	Fr. 27 609.25	<u>Fr. 27 609.25</u>
Vermögen am 31. Dezember 1991		<u>Fr. 52 425.93</u>

Der Mitgliederbestand Ende 1991 betrug 310, gegenüber 318 im Vorjahr (8 Austritte). Die Mitgliederbeiträge und die freiwilligen Beiträge ergaben ein Gesamttotal von Fr. 10 432.10. Stadt und Kanton Zürich haben uns eine Subvention von je Fr. 1000.— zukommen lassen. Die Zinseinnahmen erhöhten sich von Fr. 1544.15 auf Fr. 1762.90.

3. *Historisch-kritische Ausgabe von C. F. Meyers Werken*

Band 7 ist, wie von Prof. Dr. Hans Zeller angezeigt, Ende 1991 erschienen. Dem Herausgeber sei für seine beispielhafte Arbeit gedankt. Die Arbeiten an *Band 5*, d.h. an dem zuletzt erscheinenden Band der Ausgabe in 15 Bänden, der den Apparat und Kommentar zum Text der letzten zwei Abteilungen der «Gedichte» in Band 1 enthält, ferner die Nachträge und Berichtigungen und die Übersichten und Register zu den Bänden 1–7 (Gedichte) der gesamten Ausgabe, gehen weiter.

4. Das *Herbstbott vom 27. Oktober 1991* wurde von 172 Mitgliedern besucht. Der Präsident gedachte dabei des 60jährigen Bestehens der Gesellschaft. Herr Prof. Dr. Iso Camartin sprach über das Thema «War Gottfried Keller ein Freund?» Hans Martin Ulrich (Oboe), Kurt Lamprecht (Violine), Martin Ungureauu (Viola) und Samuel Langmeier (Cello) spielten drei Sätze aus dem Quartett in F-Dur von Luigi Gatti. Einer Rückschau des scheidenden Präsidenten auf das ereignisreiche Jahr 1990 und das Jahr 1991 folgten die Wahlen des Vorstands und des neuen Präsidenten (siehe Abschnitt 1). Einen besonderen Hinweis verdient die Auszeichnung des Bandes «Gottfried Keller» von Hans Wysling durch die Schweizerische Schillerstiftung. Die Übergabefeier des Preises fand in Glattfelden, im Gottfried Keller-Zentrum, statt.

5. Der neugewählte Präsident und der Sekretär nahmen am 5. Dezember 1991 an einer kleinen *Nachfeier im Gottfried Keller-Zentrum* Glattfelden teil.

Hans Wysling

Zusammensetzung des Vorstandes

Präsident	Prof. Dr. Egon Wilhelm Postfach 474 8610 Uster 1	
Quästor	Generaldirektor Dr. Kurt Widmer Schweiz. Kreditanstalt Postfach 590 8021 Zürich	
Sekretär	Dr. Rainer Diederichs Zentralbibliothek/Postfach 8025 Zürich	
Beisitzer	Frau lic. phil. Denise Wagner-Landolt Huttenstrasse 66 8006 Zürich	Dr. Hugo Bütler, Chefredaktor Bächtoldstrasse 11 8044 Zürich
	Dr. ing. agr. ETH Fritz Jäggli Gemeindepräsident Blumenstrasse 20 8192 Glattfelden	Direktor Dr. Hermann Köstler Zentralbibliothek/Postfach 8025 Zürich
	Prof. Dr. Roland Ris Hostalenweg 190 3037 Herrenschwanden	

Korrespondenzadresse

Dr. Rainer Diederichs
Zentralbibliothek/Postfach
8025 Zürich
Tel. 01 2617272
Fax 01 2620373

Verzeichnis der Reden,

die an den Herbstbotten der Gottfried Keller-Gesellschaft gehalten wurden

- 1932 Prof. Dr. Fritz Hunziker, Gottfried Keller und Zürich
1933 Dr. Eduard Korrodi, Gottfried Keller im Wandel der Generationen
1934 Prof. Dr. Max Zollinger, Gottfried Keller als Erzieher
1935 Dr. Oskar Wettstein, Gottfried Kellers politisches Credo
1936 Prof. Dr. Paul Schaffner, Gottfried Keller als Maler
1937 Prof. Dr. Emil Staiger, Gottfried Keller und die Romantik
1938 Prof. Dr. Carl Helbling, Gottfried Keller in seinen Briefen
1939 Prof. Dr. Walter Muschg, Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf
1940 Prof. Dr. Robert Faesi, Gottfried Keller und die Frauen
1941 Prof. Dr. Wilhelm Altwegg, Gottfried Kellers Verskunst
1942 Prof. Dr. Karl G. Schmid, Gottfried Keller und die Jugend
1943 Prof. Dr. Hans Corrodi, Gottfried Keller und Othmar Schoeck
1944 Dr. Kurt Ehrlich, Gottfried Keller und das Recht
1945 Dr. Fritz Buri, Erlösung bei Gottfried Keller und Carl Spitteler
1946 Prof. Dr. Charly Clerc, Le Poète de la Cité
1947 Prof. Dr. Hans Barth, Ludwig Feuerbach
1948 Dr. Erwin Ackerknecht, Der grüne Heinrich, ein Buch der Menschenkenntnis
1949 Prof. Dr. Max Wehrli, Die Zürcher Novellen
1950 Prof. Dr. Gotthard Jedlicka, Die ossianische Landschaft
1951 Dr. Werner Weber, Freundschaften Gottfried Kellers
1952 Dr. Gottlieb Heinrich Heer, Gottfried Kellers Anteil an der Schweizer Polenhilfe 1863/64
1953 Prof. Dr. Fritz Ernst, Gottfried Kellers Ruhm
1955 Prof. Dr. Alfred Zäch, Ironie in der Dichtung C. F. Meyers
1956 Dr. Werner Bachmann, C. F. Meyer als Deuter der Landschaft Graubündens
1957 Prof. Dr. Ernst Merian-Genast, Die Kunst der Komposition in C. F. Meyers Novellen
1958 Prof. Dr. Werner Kohlschmidt, C. F. Meyer und die Reformation
1959 PD Dr. Beda Allemann, Gottfried Keller und das Skurrile, eine Grenzbestimmung seines Humors
1960 Prof. Dr. Lothar Kempfer, Das Geheimnis des Schöpferischen im Wort Conrad Ferdinand Meyers
1961 Prof. Dr. Maria Bindschedler, Vergangenheit und Gegenwart in den Züricher Novellen
1962 Prof. Dr. Albert Hauser, Über das wirtschaftliche und soziale Denken Gottfried Kellers
1963 Prof. Dr. Hans Zeller, Conrad Ferdinand Meyers Gedichtnachlass
1964 Dr. Friedrich Witz, Das Tier in Gottfried Kellers Leben und Werk
1965 Kurt Guggenheim, Wandlungen im Glauben Gottfried Kellers
1966 Dr. Albert Hauser, Kunst und Leben im Werk Gottfried Kellers
1967 Prof. Dr. Karl Fehr, Gottfried Keller und der Landvogt von Greifensee
1968 Prof. Dr. Wolfgang Binder, Von der Freiheit und Unbescholtenheit unserer Augen – Überlegungen zu Gottfried Kellers Realismus
1969 Prof. Dr. Emil Staiger, Urlicht und Gegenwart
1970 Prof. Dr. Hans Wysling, Welt im Licht – Gedanken zu Gottfried Kellers Naturfrömmigkeit

- 1971 Prof. Dr. Paula Ritzler, ‚Ein Tag kann eine Perle sein‘ – Über das Wesen des Glücks bei Gottfried Keller
- 1972 Prof. Dr. Peter Marxer, Gottfried Kellers Verhältnis zum Theater
- 1973 Dr. Rätus Luck, ‚Sachliches studieren...‘ Gottfried Keller als Literaturkritiker
- 1974 Prof. Dr. Karl Pestalozzi, ‚Der grüne Heinrich‘, von Peter Handke aus gelesen
- 1975 Prof. Dr. Louis Wiesmann, Gotthelfs und Kellers Vrenchen
- 1976 Prof. Dr. Martin Stern, Ante lucem – Vom Sinn des Erzählens in Gottfried Kellers ‚Sinngedicht‘
- 1977 a. Ständerat Dr. Rudolf Meier, Gottfried Keller – Zürcher Bürger in bewegter Zeit
- 1978 Prof. Dr. Adolf Muschg, Professor Gottfried Keller?
- 1979 Prof. Dr. Peter von Matt, ‚Die Geisterseher‘ – Gottfried Kellers Auseinandersetzung mit der phantastischen Literatur
- 1980 Stadtpräsident Dr. Sigmund Widmer, Die Aktualität Gottfried Kellers
- 1981 Prof. Dr. Werner Weber, Fontanes Urteile über Gottfried Keller
- 1982 Prof. Dr. Gerhard Kaiser, Gottfried Kellers Dichtung als Versteck des Dichters
- 1983 Prof. Dr. Hans Wysling, ‚Schwarzschattende Kastanie‘ – Ein Gedicht von C. F. Meyer
- 1984 Prof. Dr. Bernhard Böschstein, Arbeit am modernen Meyer-Bild: George und Hofmannsthal als Richter seiner Lyrik
- 1985 Prof. Dr. Hans Jürg Lüthi, Der Taugenichts – Eine poetische Figur bei Gottfried Keller
- 1986 Prof. Dr. Jacob Steiner, Zur Symbolik in Gottfried Kellers Roman ‚Der grüne Heinrich‘
- 1987 Prof. Dr. Peter Stadler, Gottfried Keller und die Zürcher Regierungen
- 1988 Prof. Dr. Michael Böhler, Der Olymp von Gottfried Kellers Gelächter
- 1989 Dr. Beatrice von Matt, Marie Salander und die Tradition der Mutterfiguren im schweizerischen Familienroman
- 1990 Prof. Dr. Roland Ris, Was die Welt im Innersten zusammenhält: Die Sprache bei Gottfried Keller
- 1991 Prof. Dr. Iso Camartin, War Gottfried Keller ein Freund? – Eine weitere Variation zu einem alten Keller-Thema